

WAS HEISST "EVANGELISCH MACHT SCHULE"? ODER:

"ORA NA AZU NWA"- "IT TAKES A WHOLE VILLAGE TO RAISE A CHILD"

Schon an der Art, wie er den Raum betritt, merke ich sofort: Tom ist nicht gut drauf. Die Tasche landet krachend auf dem Tisch statt, wie eigentlich klar geregelt, im Mappenregal. – Das hat mir gerade noch gefehlt, stöhne ich innerlich. Einen schrägen Montag mit einem Tom, der völlig neben der Spur ist ... - das kann ich heute nun wirklich nicht gebrauchen. – Tom kramt das gestern begonnene Arbeitsblatt unter seiner Bank hervor, schnappt sich einen Stift und fängt an, darauf herum zu krakeln. – Ich unterbreche das Sortieren der Hefte, mit dem ich gerade beschäftigt bin, überlege, ob ich versuchen soll, den Arbeitsbogen zu retten, merke, wie ich sauer werde. – Simone kommt in den Raum, schaut zu Tom, sieht mich an. Ich glaube, ich verdrehe die Augen. – „Sag mal Tom, kannst du für mich mit Gina über die Wiese gehen? Sie könnte noch ein bisschen Bewegung vertragen. Ich hab jetzt keine Zeit, muss noch was erledigen. Du kannst ja Florian mitnehmen, wenn du magst ... Aber vergiss die Leine nicht, klar?!“ – „Mmh ...“, antwortet Tom, legt den Stift weg und streicht das Blatt glatt. Er geht zu Simone, nimmt die Hundeleine, die sie ihm entgegenhält, und schlendert in den Vorraum. „Hey Flo, komm, wir müssen uns um Gina kümmern“, höre ich Tom sagen. „Simone hat grad keine Zeit.“ – Ich schaue Simone an ... und atme durch.

Die Szene ist erfunden. Aber sie ist doch ziemlich wahr:

- Wahr ist, dass wir – die professionellen Erwachsenen – nicht *immer gleichermaßen* in der Lage sind, professionell, ruhig und angemessen zu reagieren.
- Wahr ist, dass es gerade dann gut ist, wenn eine andere (erwachsene) Person da ist, die die Lage erkennt – in diesem Fall die von Tom und die des Erzählers.
- Wahr ist, dass es Tage gibt, da braucht es Umwege, um ankommen zu können – für Tom wie für andere.
- Wahr ist auch, dass die Erfahrung, gebraucht zu werden, ein wichtiger Schlüssel ist, um ankommen und da sein zu können.

„*Es braucht ein ganzes Dorf, um ein Kind zu erziehen*“ lautet die ungefähre Übersetzung/Übertragung eines Afrikanischen Sprichworts. Dass an diesem Sprichwort etwas Wahres sein könnte, lässt sich in vielfältiger Weise an den Evangelischen Grundschulen in unserem Verbund erfahren. Und das, was daran wahr ist, scheint mir nicht unwichtig zu sein für die Frage, worin das *Evangelische* an unseren Schulen zum Ausdruck kommt.

In dem vorangestellten fiktiven Beispiel spielen einige *BewohnerInnen* des Dorfes *Evangelische Grundschule* eine wichtige Rolle: Z.B. die Kollegin des Erzählers, Simone. Was, wenn sie nicht da gewesen wäre? – Gut, wahrscheinlich hätte der Erzähler sich doch irgendwie am Riemen gerissen und einen Weg gefunden, angemessen und deeskalierend auf Toms schrägen Start in den Montagmorgen einzugehen. Aber wie gut, dass da diese Kollegin ist, die die Situation erkennt und sie positiv auflöst. Übrigens keine Lehrerin, sondern eine Erzieherin. Und wie gut, dass sie – wie jeden Tag – ihre Hündin dabei hat. Es gibt nämlich niemanden, der sich tagsüber um das Tier

kümmern könnte. Außer hier in der Schule. Da gibt es z.B. Tom, dem sie seit einiger Zeit immer mal wieder Gina anvertraut. Sie hat ihm gezeigt, wie er mit ihr umgehen muss, was geht und was nicht geht. Und Tom, der Junge, der ganz schnell an die Decke geht, wenn ihm etwas nicht gelingt, wenn andere tatsächlich oder nur scheinbar seine Wege und Pläne kreuzen oder durchkreuzen, der entwickelt Achtsamkeit für dieses Tier und Respekt. Und er vermittelt diesen Respekt und diese Achtsamkeit dem jüngeren Florian, dem er zeigt, wie man mit Gina umgehen muss.

Dass Tom sich um Gina kümmern darf, musste übrigens erst mit seinen Eltern ausgehandelt werden. Deren „Wahrheit“ sah zunächst ganz anders aus: „Also zu Hause pariert er. Da gibt es keine Probleme. Und wenn er nicht pariert, dann gibt’s eben mal kein Fernsehen. Das wirkt dann schon.“ - Gar nicht so einfach, in solchen Gesprächen nicht einfach auf Abwehr zu schalten: „Sie wollen uns doch wohl nicht unterstellen, dass wir Schuld sind an Toms Verhalten. Wenn ein Kind sich so verhält, dann muss doch zu Hause was schief laufen ...“ – Wie leicht münden Gespräche über die Schwierigkeiten, die Erwachsene mit dem Verhalten von Kindern haben in wechselseitige Schuldzuweisungen. Und wie schwer ist es mitunter, bei dem zu bleiben, was ist: „Wenn Tom sich so und so verhält, dann weiß ich gar nicht so recht, was in ihm vorgeht und wie ich reagieren soll. Wie erleben Sie ihn denn? ... Haben Sie vielleicht eine Idee?“ – Verständigung unter „Dorfnachbarn“ auf Augenhöhe verträgt keine Schuldzuweisungen, keine Sätze wie „Ihre Tochter hat zum wiederholten Male ...“ oder „Sie sind doch der Lehrer/die Lehrerin ...“

Ein Austausch auf Augenhöhe und ohne Schuldzuweisungen entwickelt sich nicht von selbst. Er muss eingeübt im Sinne von immer wieder praktiziert und damit zur *Gewohnheit* werden. Das ist leichter, wenn wichtige Themen losgelöst von ganz konkreten Problemsituationen zur Sprache gebracht werden können.

Eine Form dies zu tun sind *Themenabende*. Themenabende sind schuloffene Gesprächskreise mit einem thematischen Schwerpunkt, zu dem häufig Impulsgeber/Impulsgeberinnen von außen eingeladen werden. Die Freiheit, sich unabhängig vom konkreten schulischen „Geschäft“ mit grundlegenden Fragen zu befassen, bietet die Chance, gemeinsam ins Nachdenken zu kommen: „Auf den Spuren von Pac-Man und CO – Was Sie schon immer einmal über Computerspiele und Internet wissen wollten und nie zu fragen wagten“; „Körper, Liebe, Doktorspiele – Was sag ich meinem Kinde ...?“; „Wie kommt Gott ins Kinderzimmer?“ – Dies nur einige aus einer ganzen Reihe von Themen, die gemeinsam bewegt wurden. Solche Abende überschreiten häufig auch ganz bewusst die „Dorfgrenzen“ der einzelnen Einrichtung, werden gemeinsam mit der Evangelischen Kita am Ort oder in Kooperation mit der Kirchengemeinde konzipiert und realisiert.

Verständigung auf Augenhöhe, das gilt genauso für die Beurteilung der Lernentwicklung von Kindern. „Das ist mir besonders gut gelungen.“ - „Das fand ich ganz schön schwierig.“ – „Und dabei musst du mir unbedingt noch mal helfen.“ – Etwa so könnte ein Kind das Lernentwicklungsgespräch eröffnen, das zweimal im Jahr stattfindet. An diesem Gespräch nehmen neben dem Kind auch die Lehrerin oder der Lehrer und die Eltern teil. In einem Protokoll wird festgehalten, worüber gesprochen und was verabredet wurde: Lern- und Unterstützungsvereinbarungen, unterzeichnet von allen am Gespräch beteiligten. Verständigung auf Augenhöhe ist die Voraussetzung dafür, zu lernen, Verantwortung für das eigene Lernen zu übernehmen – *selbst*, aber nicht auf sich allein gestellt, sondern mit der Unterstützung anderer. Verständigung auf Augenhöhe, die braucht Zeit.

Sie reibt sich an „Turboabitur“ und „Lehrplandruck“ und passt nicht zu Versprechen auf und zur Erwartung von „garantiertem Bildungserfolg“.

Verantwortung übernehmen. Gebrauchte werden. Die eigenen Träume ernst nehmen. – Das wird auch in anderen Zusammenhängen geübt (im Sinne von: praktiziert). Nehmen wir z.B. ein Musiktheater. Da gibt es ein AG-Angebot, an dem können Kinder unterschiedlicher Jahrgangsstufen teilnehmen. Jedes Jahr wird ein Musiktheaterstück eingeübt. Der Andrang ist groß. Viele wollen dabei sein. Der Kollege, der die AG leitet, ist keiner, der Kinder vorsingen lässt und dann entscheidet: „Du hast eine gute Stimme. Du bist dabei.“ Oder: „Möchtest du nicht lieber Ballsport belegen, das macht doch auch Spaß.“ Nein. Die einzige Bedingung ist: Wenn du dabei bist, dann sei wirklich dabei. Voll und ganz. Mit dem, was du mitbringst, und mit dem, von dem du noch gar nicht weißt, dass es in dir steckt. Und dann machen sie sich an die Arbeit. Woche um Woche. Mit Elan und mit Durchhängern. Mit Höhen und mit Tiefen. Mit entspanntem Lachen und an Verzweiflung grenzender Ärgerlichkeit. Und schließlich mündet alles in der Konzentration, die nur entstehen kann, wenn jede und jeder Einzelne spürt: auf mich kommt es an; ich bin entscheidend wichtig für das, was wir hier gemeinsam auf die Bühne bringen.

Gemeinschaft. Geteilte Freude. Geteiltes Leid. In jedem Dorf, das mehr ist als eine Ansammlung von Häusern und Straßen, gibt es Formen, in der Gemeinschaft gepflegt wird. Das beginnt schon mit der Einschulung: Die neuen Bewohner des Dorfes – die kleinen (die Schulkinder) und die großen (die Eltern) – werden mit einem Gottesdienst begrüßt. Bei den meisten unserer Grundschulen findet der unter freiem Himmel statt. *Lieder* sind ganz wichtig. Eine *Geschichte* – oft gespielt von Kindern oder von großen. Eine Geschichte, die so etwas wie einen Grundgedanken einpflanzt für das, was beginnt. „Abrahams und Sarahs Aufbruch“ – „Das Psalmwort vom Fuß, den Gott nicht gleiten lässt“ – „Die Geschichte von der Eichel, die zum Spross und (am Ende knorrigen) Baum wird“.

Ein Moment dieser Gottesdienste wird mindestens von den Erwachsenen immer als besonders bewegend hervorgehoben: Der *Segen*, mit dem die Kinder gemeinsam mit ihren MitschülerInnen, den LehrerInnen und ErzieherInnen aus dem Gottesdienst aus- und in die Schule einziehen. Einschulungen sind Feste, bei denen die Freude über die neuen „Dorfbewohner“ miteinander geteilt und die Zusage, dass wir alle miteinander unter dem Segen Gottes stehen, als verbindend erfahren werden kann.

Dieses Verbindende setzt sich fort in den *Andachten*. Und in den Versammlungen. Als Wochenabschluss oder Monatsfeier. Sie sind feste Rituale in unseren „Schuldörfern“. Die Formen sind je nach Schule unterschiedlich. Sie haben sich im Wachstum der Einrichtungen herausgebildet oder sind dabei es zu tun. Die jüngsten SchülerInnen wachsen in diese Formen hinein, die ältesten mitunter auch aus ihnen heraus. Das Gleichgewicht zwischen der Vertrautheit, die durch Gewohnheit entsteht, und dem Durchbrechen dieser Gewohnheit, durch die Routine neu mit Sinn erfüllt werden kann, muss immer wieder neu austariert werden. – Und dann kommt eine Situation, in der das, was sonst Routine ist, ganz neu mit Sinn gefüllt und zum Anker wird, zum Haltepunkt:

Caroline ist tot. Heute Morgen hat mich die Nachricht auf dem Fahrrad erreicht, kurz bevor ich die Schule erreiche. Alles was ich verstanden habe ist „Operation“, „Blut“, „Krankenwagen“. Im Schulhaus angekommen ist mein Kopf voller Gedankenketten. Was ist passiert? Warum? Wissen die Kinder es schon? – Wir – die Erwachsenen – sind alle wie unter Schock. Was können wir tun? Wir können zusammenstehen; uns mit den Kindern versammeln; erzählen, was wir wissen, um der angstvollen Phantasie nicht die Oberhand zu überlassen; äußern was uns bewegt; fragen; hadern; beten; singen; schweigen ... Genau das geschieht. Immer wieder. Im Andachtsraum. An diesem Tag und an den folgenden ...

Besonders in dieser Situation, aber auch in anderen konfrontierten und konfrontieren uns die Kinder mit „großen Fragen“. Die sind oft von der Art, die nicht auf umstandslose Beantwortung drängt, aber doch darauf, ernsthaft bewegt zu werden. Keineswegs vorrangig oder gar ausschließlich im Religionsunterricht. Von dem war bislang noch gar keine Rede, obwohl es ihn natürlich gibt. Aber nicht als isolierte Unterrichtsstunde, sondern eingebunden in den Tages- und Wochenablauf bzw. projektartig organisiert. Als Teil des Curriculums „Gott, Mensch, Welt“ thematisch organisiert und thematisch verknüpft, wo sich dies anbietet.

Religiöse Praxis ist – v.a. in den unteren Jahrgangsstufen – nicht die Sache von Religionslehrern oder –lehrerinnen, die für diesen Part in die Klasse kommen. Sie ist die Sache aller und vorrangig die der Hauptbezugspersonen einer Lerngruppe, der LehrerInnen und der ErzieherInnen. Das ist nicht für alle gleichermaßen leicht und selbstverständlich: „Wie erzähle ich denn eine biblische Geschichte?“ – „Was antworte ich denn, wenn ein Kind mich fragt, ob es Gott wirklich gibt?“ – „Wie gehe ich denn mit meinen eigenen Zweifeln und Unsicherheiten um?“ Betram Althausen spricht in diesem Zusammenhang von der „Religiösen Sprach- oder Sprechfähigkeit“. Die kann und muss praktiziert und eingeübt werden.

Voraussetzung ist ein Rahmen, ein „Raum“, in dem es möglich ist, die eigenen Gedanken authentisch zu äußern. Einen solchen brauchen Kinder wie Erwachsene. Ein solcher „Raum“ entsteht zum Beispiel da, wo Kinder die Bibel als einen Schatz menschlicher Erfahrung und göttlicher Inspiration erfahren können. Sie machen sich auf den Weg durch das Markusevangelium, markieren Textstellen, an denen sie hängen bleiben, schreiben diese in Ihrem Journal auf und notieren ihre Gedanken, Fragen und Zweifel. Dann lassen Sie ihr Journal aufgeschlagen liegen – als Einladung für andere, sich mit der Textstelle und ihren Gedanken dazu schreibend auseinanderzusetzen. Was in Gang kommt, ist ein „stummer Dialog“, ein miteinander Denken, an dem die Erwachsenen gleichberechtigt teil haben können. *Sesseltanz* nennt sich die Methode, *Dialogisches Lernen* die dahinter stehende Philosophie.

Was macht ein Dorf zur Gemeinde? Vieles von dem, was das Leben in unseren Schulen ausmacht, werden Sie an anderen Schulen finden können, die sich darum bemühen, ein guter Lebens- und Lernort für Kinder, aber auch für Eltern und Mitarbeitende zu sein. Was uns als *evangelische* Schulen ausmacht ist das Wissen darum, dass wir in der Gestaltung eines solchen Lernortes nicht auf uns selbst zurück geworfen sind. „Getragen wird unsere Arbeit durch das Vertrauen und die Kraft, die aus der christlichen Sicht auf Mensch und Welt erwachsen.“ So heißt es in der Gründungskonzeption der ersten Hoffbauer Grundschule aus dem Jahr 1998.

Was macht evangelische Schule aus? Besser, als in jenem Lied, das in unseren Andachten häufig gesungen wird, lässt es sich nicht auf den Punkt bringen:

„Danken und loben, bitten und fleh'n,
Zeit mit Gott verbringen.
Die Welt mit offenen Augen seh'n,
Reden, hören, fragen, versteh'n,
Zeit mit Gott verbringen.
Die Welt mit seinen Augen seh'n.“